

Fußnoten zur Literatur

Herausgegeben von Wulf Segebrecht

Heft 47

Elektronische Literatur

Fußnoten zur Literatur

Der Text, zu dem die *Fußnoten* gehören, ist die deutsche Literatur, genauer: der Arbeitsbereich des Faches Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg. Ausdehnung, Vielfalt und Probleme dieses Arbeitsbereiches wollen die *Fußnoten* für Interessierte innerhalb und außerhalb des Faches sichtbar machen; sie wollen informieren und das Gespräch über Literatur anregen und vertiefen. *Fußnoten* erscheinen deshalb bei Gelegenheit, d.h. unregelmäßig und von Zeit zu Zeit.

ELEKTRONISCHE LITERATUR

Herausgegeben von
Timo Kozlowski und Oliver Jahraus

Mit Beiträgen von
Thomas Anz, Johannes Auer, Friedrich W. Block,
Claude D. Conter, Dragan Espenschied, Jürgen Fauth,
Alvar Freude, Thomas Hettche, Oliver Jahraus,
Timo Kozlowski, Bernd Scheffer und Harald Taglinger

Universität Bamberg

Fußnoten zur Literatur

Hrsg. von Wulf Segebrecht
Universität Bamberg, 96045 Bamberg
Konto: Sparkasse Bamberg (BLZ 770 500 00)
Nr. 578 208 415.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Elektronische Literatur / Universität Bamberg, Hg. von Timo Kozlowski und
Oliver Jahraus. Mit Beiträgen von Thomas Anz ... – Bamberg : Univ., 2000
(Fußnoten zur Literatur ; H. 47)
ISBN 3-935167-02-4

© 2000 Wulf Segebrecht. Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft.
Universität Bamberg
Herstellung: Timo Kozlowski, Bamberg
Druck und Buchbinder: Difo-Druck OHG, Bamberg
Umschlaggestaltung: Timo Kozlowski, Bamberg

Printed in Germany
ISBN 3-935167-02-4
ISSN 0723-2950

INHALTSVERZEICHNIS

Oliver Jahraus, Timo Kozlowski Vorwort	7
Johannes Auer Sieben Thesen zur Netzliteratur	12
Bernd Scheffer Der Mediensurfer als neuer Typus der Lese- und Medienkultur	18
Jürgen Fauth Poles in Your Face: The Promises and Pitfalls of Hyperfiction	32
Claude D. Conter Hypertext ante Internet Der Hypertext aus literaturgeschichtlicher Perspektive	44
Thomas Anz, Timo Kozlowski »Wir sind kein Buchprospekt!«	59
Friedrich W. Block Literatur in der Informationsgesellschaft	67
Timo Kozlowski Super-Mario und die Gretchenfrage Narrative Struktur im Computerspiel	88
Thomas Hettche, Harald Taglinger Das Netz als Traum der Literatur	110
Oliver Jahraus Die différence des Internets	119
Dragan Espenschied, Alvar Freude, Timo Kozlowski Oskars Assoziationen Ein Gespräch mit den Entwicklern des Assoziations-Blasters	132
Zu den Autoren	144

DER MEDIENSURFER ALS NEUER TYPUS DER LESE- UND MEDIENKULTUR

Surfen ist nicht nur eine Kulturtechnik, die sich bei bestimmten Formen der Mediennutzung und bei bestimmten Lebensformen beobachten läßt, sondern »Surfen« betrifft darüber hinaus gerade auch noch die Bedingungen solcher Beobachtung selbst: Die Beobachtung der allgemeinen Mediennutzung kann ihrerseits gar nicht anders als »surfend« ausfallen – das ist nicht nur unvermeidlich aufgrund des riesigen, unübersehbaren Terrains, sondern es ist auch konsequent: So gibt es erheblichen Grund auch zur Skepsis gegenüber den Möglichkeiten eines streng wissenschaftlichen Zugriffs – vor allem dann, wenn man sich nicht allein auf abgesteckte und geschützte Territorien der Literatur- und Mediengeschichte bezieht, sondern auch Gegenwartsentwicklungen zu erahnen versucht und bemüht ist (etwa unter Rückbezug auf Walter Benjamins *Kunstwerk*-Aufsatz), »gewissen prognostischen Anforderungen zu genügen«. Über »Surfen« kann man schließlich nicht allein als Literarhistoriker sprechen; und die einzig wahrhaft gesicherte Prognose über das Surfen wäre diejenige, die von vornherein unterbleibt.

Die veränderte Metaphorik, die die Überlegungen zum Surfen nach sich ziehen, löst indessen nur eine andere, freilich verblaßte Metaphorik ab, nämlich die Metaphorik der klaren, harten, autoritären Ordnungen. Aber auch dieser Sprachgebrauch ist selbstverständlich metaphorisch. Die Metaphorik ist also kein grundlegender Einwand gegen die Befunde, die sie zum Vorschein bringt; im Gegenteil: Wer in der Forschung nach Neuem Ausschau hält und Bekanntes verändert verknüpfen möchte, kann gar nicht anders als in eben dieser Weise verfahren. Bickenbach und Maye (1997), die die Metaphorik des Surfens untersuchen, haben daran erinnert, daß die Verwendung von Metaphern ein Startmechanismus wissenschaftlicher Begriffsbildung ist.

Inzwischen sind *Surfen* oder auch *zapping*, *browsing*, *switching*, *navigation* und *channel-hopping* mehr als nur modische Schlagworte. Eine Bezeichnung wie Surfen ist nicht nur möglich, sondern geradezu nötig: Flächenmetaphern und Netzmetaphern statt Einzelstück- und Hierarchiemetaphern helfen bei der Beobachtung und Beschreibung offenkundig veränderter Phänomene. Für die Buchdrucktechnologie mag die Bildlichkeit klarer Wege und Kanäle noch zutreffen (ich habe da meine Zweifel), jedoch für unsere Phänomene paßt das »offene Meer« – passen die nautischen Bilder von der Navigation im Datenmeer, von Entdeckern und ihren Kolumbus-Gefühlen, nachdem ein paar Links in unerwartetes Neufundland geführt haben, von Piraten und Eisbrechern, vom *Log in*; Kybernetik ist schließlich Steuermannskunst.

Surfen läßt sich auch nicht beschränken auf generationstypische Verhaltensweisen, die wie eine Mode dann wieder verschwinden werden. Durch die Potenzierung der Zugriffsmöglichkeiten ist kaum etwas anderes denkbar als eben Surfen, und das gilt wiederum für die allgemeine Mediennutzung, aber auch für die spezifischen Möglichkeiten ihrer Beobachtung und Beschreibung. Surfen ist die Antwort auf die ohnehin nirgends mehr zu erzielende Autorität der Expertenrolle.

Surfen tendiert schon jetzt, über die Art und Weise der Mediennutzung weit hinausgehend, dazu, allgemeine Lebenspraxis zu charakterisieren: Bekanntlich schwindet die Autorität bestimmter Lebensprinzipien; fast alles ist im Fluß (jedenfalls mehr als je zuvor); kein Ziel ist *per se* wichtiger als ein anderes. Wenn Leben, wie es scheint, weniger planbar und in seinen Erwartungen weniger sicher geworden ist, dann ist die Umstellung auf Zufälligkeit, dann ist das Surfen in der Tat eine (auch psychologisch gesehen) wohl eher heilsame Lehre aus den skizzierten Entwicklungen. Wer oder was bietet denn noch die alten Erwartungssicherheiten?

Und doch ist Surfen nicht in jeder Hinsicht eine neue Kulturtechnik; auch Vorformen solcher Lebensformen lassen sich nennen: Längst etablierte Bezeichnungen zeigen dies an: schmökern, blättern, stöbern oder auch gleiten, flottieren, kursieren, vagieren, flanieren, schlendern; Diskurse gelten seit langen als nomadisch, dezentriert,

deterritorial; das alles gibt es, das ist beschrieben worden; der Flaneur, der Dandy – in gewisser Weise auch der Essayist. Sogar die Wasser-, Wind- und Wellen-Metaphorik des Surfens kann man kulturgeschichtlich weit und ergiebig zurückverfolgen.

Wenn Wahrnehmung immer schon nur medial stattfinden konnte, wenn Medien als »anthropologische Aprioris« (Kittler 1986) oder als »historische Aprioris« (Bolz 1990, S. 167) verstanden werden müssen, dann gibt es kein gesichertes Gegenüber mehr zu den Mediennutzungsformen, die wir beobachten. Es gibt freilich Veränderungen, weil die Verknüpfungen, die Anschlüsse, die Gesamtsystem-Verflechtungen in Fluß bleiben. Medien sind entwicklungs offen, das geschieht in vor-technischen Kulturen und bei den älteren Medien bis heute selbstverständlich langsamer; es kann dabei zu Verstärkungen und zu Abschwächungen kommen, aber es gibt keinen Anfang und kein Ende der Medienverknüpftheit. Es gibt keinerlei außer-mediales Bewußtsein. – *Nichts geht mehr ohne die Medien!* Das aber war schon immer so, und wenn Philologen ihr Medium besser reflektiert hätten, dann dann wären sie jetzt weniger überrascht und weniger hilflos.

Wer die Medien modifiziert, modifiziert die Wahrnehmung der Welt insgesamt. Das erklärt die ungeheuren Anstrengung in dieser Richtung: Immer schon haben Menschen versucht, die Grenzen ihrer Wahrnehmung medial hinauszuschieben; und wie anders hätten sie es tun sollen als *medial* – durch Meditation, durch spiritistische Medien, durch Fasten und Drogen, durch Selbstverstümmelungen und durch Prothesen, und vor allem durch Töne, Bilder und Schriftzeichen.

Worauf beruhen solche Einschätzungen im einzelnen? Wie stellen sich die einzelnen Beobachtungskomponenten dar? In thesenartigen Zusammenfassungen seien hier vorläufig sieben Komponenten genannt:

1. DIE HARTE GEGENSTÄNDLICHKEIT DES TEXTES WIRD WEITER GELOCKERT:

Die bedeutsamen literarischen Texte des 20. Jahrhunderts sind über ihren materiellen Anfang und ihr materielles Ende hinaus offen: Grundsätzlich zitathaft, montageartig, fragmentarisch, aber auch enzyklopädisch, essayistisch, fast mühelos die Grenzen zur bildenden Kunst und zur Musik überschreitend. Und seit längerem gibt es eine auch konzeptionelle Erweiterung der Textangebote und der Textstrukturen durch Computer, Filme, Fernsehen, Comics, Video-Clips, die zwar nicht nur *gelesen* werden, aber dennoch (was fast durchweg übersehen wird) einen bedeutsamen, indessen in den multimedialen Verknüpfungen gewissermaßen auch lockeren Textstatus haben. Und Hypertext macht dann die Rede vom Autor, von dem einem Text, vom Ausgangstext, vom Primärtext zusätzlich problematisch. Wir verfügen hier über keine definitiven Versionen mehr; es gibt unabschließbares Schreiben, aber keine Einzelgegenstände des Wissens mehr, Subjekte so wenig wie *subjects*, also Objekte.¹ Das aber hat drastische Auswirkungen auf die »Erfassung« unserer *Textgegenstände*: So labil wie der »Gegenstand« ist nunmehr auch seine Konstituierung und das darauf basierende »Erfassen«.

Von der »Lesbarkeit der Welt« (Blumenberg), von der hermeneutischen Grundsituation des Lebens (Gadamer) war einst die Rede – und solche Überlegungen können sich doch nicht allein deshalb erübrigt haben, nur weil »Lesbarkeit« nicht mehr ausschließlich an Papierform gebunden ist.

2. MULTIMEDIALITÄT LOCKERT DEN ZUGRIFF AUF EINZELMEDIEN:

Abgeflacht, wenn freilich nicht völlig verschwunden, sind vor allem die Unterschiede zwischen den einzelnen Medien, die doch fast überall als ganz erheblich und als äußerst spezifisch ausgegeben werden: Schrift sei vom Bild fundamental getrennt (und rangiere im übrigen haushoch vor ihm). Zweifellos gibt es Formen der Medienkonkurrenz, besonders in den Entstehungsphasen neuer Medien, aber die Anschlußmög-

¹ Formuliert in Anlehnung an Bolz 1993, S. 216.

lichkeiten, die Koexistenzen und die Vernetzungen, die geradezu unauflösbaren Verbindungen von Schrift und Bild sind so vorherrschend, daß etwa das Lesen weder im guten noch im schlechten Sinne außer Konkurrenz läuft. Nichts spricht für die gängigen einseitigen, falschen Prämierungen der Schriftkultur. Über solche, in der Praxis längst offenen Grenzen gleitet das Surfen mühelos hinweg. Visuelle und Phonetische Poesie, *Performances* der Mensch-Maschine-Interaktion oder wortloses Tanztheater sind derzeit aufschlußreicher als alle Veranstaltungen, die disziplinäre Grenzen einhalten.

Ein den Theoriestandards entsprechender Textbegriff geht demzufolge über Texte (im engeren Sinne) hinaus. Die an Texten gewonnenen Beschreibungsmöglichkeiten erfassen nicht die Potentiale neuerer und neuester Medien, erfassen nicht Multimedialität. Die neuen Medien werden zumeist beobachtet und beschrieben mit einem immanenten Blick, der geschult ist an den Eigenschaften der alten Medien. Interessanter ist jetzt jedoch der umgekehrte Vorgang, und da zeigt sich, *daß erst die neuen Medien eine genauere Einschätzung der älteren Medien erlauben: Die neuen Medien lehren die Eigenschaften der alten Medien* – Eigenschaften, die bislang nicht oder kaum zum Vorschein kommen konnten.

Das Internet ist schon jetzt die größte Schriftbibliothek, die es überhaupt gibt. Und fast alle besitzen sie. Das Internet ist die durchaus gelungene Rache an allen kulturkonservativen Behauptungen, die den Monitoren unterstellten, sie würden Schrift und Text zum Verschwinden bringen. Das Gegenteil ist der Fall: Die Wiederkehr der Schrift (nicht zuletzt der Typographie in den vielen Graphikprogrammen), die Wiederkehr des Textes ohnehin. Und das kann man nicht abtun mit der Behauptung, allenfalls eine gesteigerte Quantität sei gewährleistet; auch gesteigerte, neuartige Qualität läßt sich finden, auch wenn die Suche danach vorerst noch mühsam sein kann. Werbung bebildert nicht nur die Welt, sondern beschriftet sie gerade auch, und wer einmal Werbespots und Musikvideos genauer studiert hat, wird feststellen, daß Schrift, daß Texte dort eine unübertreffliche Lebendigkeit haben, auch eine intelli-

gente Differenzierung. Da kann die papierne Gegenwartslyrik überhaupt nicht mithalten. Und wie verlautet es aus den Kreisen der Popkultur? »Poesie ist nur noch mit einem Breakbeat zu ertragen!« (Poschardt 1995)

Es gibt nicht mehr nur das eine zu untersuchende Medium, sondern eine Vielzahl von verschachtelten Medien. Der Inhalt eines Medium ist immer mindestens ein anderes Medium. Es gibt keine Rettungsinsel jenseits der Medien, und es ist sinnlos geworden, umfassendere Überlegungen monomedial zu verengen.

3. SURFEN LOCKERT DIE GRENZEN VON FIKTION UND WIRKLICHKEIT:

Die einst ziemlich klare Unterscheidung zwischen Fiktion und Wirklichkeit ist diffuser geworden. Jedes Medium bringt als Transfer auch immer Fiktionalisierung mit sich. Auch Sprachverwendung ist medialer Transfer, hat bereits das Problem von »Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne«. Was geschrieben steht, ist nicht nur auf ewig eingeritzt, kann nicht nur schwarz auf weiß nach Hause getragen (oder herunter geladen) werden, sondern steht auch seit jeher im Verdacht, zu lügen wie gedruckt; Papier ist geduldig; *Paper won't blush*. Die Unterscheidung ist zwar diffuser geworden; das Fiktive wie auch das Wirkliche erscheinen diffuser; sie lassen sich daher nicht mehr als Opposition garantieren:

Die Fiktion des Unmittelbaren oder des Natürlichen (gleichviel ob man diese als Alltagssprache oder – wie in den Kommunikationstheorien – als Lebenswelt definiert) ist notwendig dank ihrer dualen Opposition zum Künstlichen selbst imaginär. (Tholen 1995)

Und doch scheint mir die Erfahrung, oder (wenn man so will:) die Imagination des Realen, des Unmittelbaren, des Natürlichen kaum stornierbar. Es ist in der Tat paradox, aber das Eingeständnis solcher Paradoxie könnte viele nutzlose, schicke Thesen und Debatten erübrigen, die das Problem entweder an dem einen oder an dem anderen Ende zu lösen versuchen; allen gängigen Behauptungen zum Trotz: Völlig verschwunden ist weder das Reale, noch sind es Raum, Zeit oder Geschichte, noch ist es

der Unterschied zwischen Mensch und Maschine. – Die Paradoxie besteht darin, daß sich alle Unterschiede zwar umso mehr verflüchtigen, je genauer man sie betrachtet (völlig unbestritten), aber genau das geschieht dann eben doch nicht. Läßt sich eine Existenz vorstellen ohne wenigstens eine gelegentliche Imagination des Realen? Wer verzichtet bereits »rund um die Uhr« auf die Selbsttäuschung, sich von Maschinen zu unterscheiden. Selbst wenn chemische, auch genetische Programme und physikalische Geräte zusätzlich unter unserer Haut implantiert sind – wer kann das, was dann passiert, aus der Sicht der Programme und der Maschinen sehen, und zwar restlos? Zwangsläufig verändern Prothesen, verändern Herzschrittmacher das Bewußtsein (Medien sowieso), aber genau das tun sie wiederum gerade nicht, weil man offenbar nicht anders kann, als zu imaginieren, man befinde sich ihnen gegenüber, sei also getrennt von ihnen.

4. SURFEN LOCKERT DIE UNTERSCHIEDE VON HOCH UND TIEF, VON UNTERHALTUNG UND INFORMATION, VON GUT UND SCHLECHT:

Mediennutzungen spielen sich nicht nur ohne exklusive Vorliebe für ein bestimmtes Medium, sondern auch ohne eindeutige Präferenzen für sogenannte höhere oder niederere Stoffe in die anfangs- und endlosen und stets gleichermaßen gültigen Medienwellen ein. Diese Praxis läßt an unserer autoritätsgläubigen Text- und Kommunikationsmetaphorik zweifeln, mithin an unseren strikten Unterscheidungen von oben und unten, von hoher und niedriger Mediennutzung, von Oberfläche und Tiefe, von Innen und Außen, von Zentrum und Peripherie, von fiktiv und real, von organisch und mechanisch etc. – Dauer und Wert als zentrale Merkmale eines kulturellen Kanons² vermindern sich rasch. Doch die Nivellierungen zwischen Hoch- und Popularkultur haben nicht erst jetzt eingesetzt, wahrscheinlicher ist, daß sie erst jetzt bewußt werden, mit der notwendigen De-Emphasisierung, mit dem Imagewandel der hohen Kunst und der hohen Literatur.

² Vgl. Schmidt und Vorderer 1996.

Gerade weil – wahrnehmungstheoretisch – die gängige Unterscheidung zwischen Fiktion und Nicht-Fiktion nicht mehr haltbar ist, sind ästhetische Phänomene nicht nur in den alten Domänen Literatur, bildende Kunst und Musik oder auch Film zu finden. Ästhetische Relationen, schöpferische Irritationen, gleichsam reale Fiktionen sind nicht (mehr) zwangsläufig an Kunstwerke gebunden. Auch für respektvolle, durchaus würdige und kritische Erfahrungen, die man in der Tat erst vollends versteht, wenn man ihre ästhetischen Effekte mit einbezieht, ist man nicht (mehr) exklusiv auf Kunst und Literatur angewiesen. Abweichend von den gängigen Befürchtungen gibt es indessen dabei nicht nur Kritikverlust, sondern auch Unterscheidungsgewinn, auch Kritikzuwachs – gerade dann, wenn man den ästhetischen Implikationen nachgeht. Bei der Suche nach den sogenannten Avantgarden der Gegenwart (wenn es denn Avantgarde überhaupt noch gibt) wird man mittlerweile auch außerhalb der alten Domänen fündig.

Unter Umständen müssen wir uns auch wehren gegen die »quasi-axiomatische Unterscheidung zwischen Unterhaltungs- und Informationsfunktion« (Werner Graf in einem Thesenpapier zur Lesesozialisation). So fordert Leslie Fiedler die Grenzüberschreitung zwischen elitärer und populärer Kunst: »Überquert die Grenze, schließt den Graben!« (Fiedler 1988).

Mythen und Kulte – das Interesse an ihnen ist offenbar schwer stornierbar – sind abgewandert in die Popkultur und die mit ihr verknüpfte Werbewirtschaft. »Nun tauchen die Götter, die aus dem Himmel der Religion verschwunden sind, als Idole des Marktes wieder auf«. Das sagen zumindest Bolz und Bosshart, in freilich allzu glattem, umstandslosem Austausch. (1995, S. 11) Über ihren Konsum- und Gebrauchswert, über ihre materielle Qualität ist das Interesse an den, in verschiedenen Szenen verehrten Waren am allerwenigsten zu bestimmen. In dem Maße, wie andere Sinnangebote unattraktiver geworden sind, von politischen, religiösen bis hin zu den Angeboten hoher Kunst, scheinen Jugendliche nun ihre Sinnstiftungen und Orientierung in der Welt der Waren zu finden. Die echte *Levis* ersetzt nicht die Klassiker-

bibliothek, aber gottseidank die Feldpostausgaben deutscher Dichtung. Es wird von *Nike* keine Springerstiefel geben.

5. SURFEN LOCKERT DIE GRENZEN DER ZEITEN UND RÄUME:

Zu den zentralen Bedingungen des Surfens gehören die vielfältig benannten Raum-Zeit-Verschiebungen im gesamten Leben.

»Gegenüber der Buch-Kultur stiftet die telematische Kultur momentane übernationale Kommunikationsräume; sie errichtet ein globales Netzwerk, in dem es zur Auflösung der klassischen räumlichen Parameter von Nähe und Ferne kommt – mit allen Folgen eines Verlustes der kulturellen Grenz- und Differenzwahrnehmung« (Großklaus 1995, S. 215).

Der Raum, in dem sich das virtuelle Ich des Netz-Surfers bewegt, ist geographisch nicht mehr vorhanden – es ist in der Tat ein Cyberspace.

Surfen orientiert sich extrem am Gegenwärtigen. Geschichte droht in ihrer medialen Omnipräsenz zu verschwinden. Gestern und Morgen sind medial gegenwärtig, und sie sind medial ins Gegenwärtige bis zur Ununterscheidbarkeit der Räume und Phasen integriert – aber eben wiederum nur fast. Eine neuartige Anwesenheit der Zukunft in der Gegenwart ist ein signifikantes Moment der Welt, die sich im Surfen konstituiert.

Wir können nicht nur unabhängig vom konkreten Ort, sondern auch in prinzipiell beliebiger zeitlicher Verschiebung unseren privaten und beruflichen Datentransfer erledigen. [...] Im Netz ist immer alles da. Es gibt kein Außerhalb des Netzes« (Münker 1996).

Aber auch dabei ist zu ergänzen: In einer existenziellen Paradoxie wird an verflüchtigter Zeit und entgrenztem Raum festgehalten. *Global Village* oder *Telepolis* scheinen nicht selten errichtet auf den Pfeilern gleichzeitiger und gleichräumlicher Provinzialisierung.

Surfen entdeckt sicher eher die Schnelligkeit als die Langsamkeit. Kontemplation liegt eher nicht auf seinen Driften. Pierre Bourdieu ist zuzustimmen: »Es gibt eine Verbindung zwischen Geschwindigkeit und Denken, und zwar eine negative« (Bourdieu 1997). Denken braucht Zeit. Allerdings hatte das Denken wohl noch nie ausreichend Zeit. Es gab wohl zu allen Zeiten, wenn auch unterschiedlich stark, geradezu eine Notwendigkeit rascher Reaktionen. Surfen übt in diese Notwendigkeit ein – wieder mit allen Vorteilen, aber auch Nachteilen.

6. SURFEN LOCKERT DIE UNTERSCHIEDE VON INNEN UND AUSSEN, VON MENSCH UND MASCHINE:

Was heißt »belebt« oder »unbelebt«? Es fällt ja wirklich sehr schwer, alte tröstliche Grenzen von Innen und Außen, von Mensch und Maschine zu bewahren. Und je genauer man die Differenzen zwischen Mensch und Maschine betrachtet, desto geringer werden sie – einerseits, und andererseits scheint die Imaginationskraft auch zu wachsen, die sich aussichtslos/aussichtsvoll dagegen sperrt. Der Computer ist deshalb zum Leitmedium geworden, weil er den menschlichen Kommunikationsformen bis zur Entsprechung nahekommmt, aber eben nur nahe kommt: Speichern von Daten, Übertragen, Berechnen, Verknüpfen, Konstruieren. »[...] Medienprozesse korrelieren mit Gehirnprozessen« (Großklaus 1995, S. 59). Das tun sie seit jeher; zwar haben sich diese Entsprechungen drastisch gesteigert, ich halte es aber für falsch oder wenigstens für unvollständig zu sagen: »Mit Sicherheit sind wir längst in eine Phase der *Symbiose* von Mensch und simulatorischer Maschine eingetreten« (Großklaus 1995, 58). – Was heißt »Phase«? Kann »Symbiose« sich steigern? Wieso soll plötzlich die »Symbiose« real sein und nur die Sperre dagegen trügerisch? Sicher ist es nicht umgekehrt, aber die »Symbiose« bleibt labil (wenn es dann noch eine ist). Bei aller Simulationskraft: Die Maschinen werden nicht physiologisch, nicht biologisch; allein das Veralten eines Computermodells ist offenkundig etwas anderes als das Altern seines Nutzers.

7. SURFEN LOCKERT DIE UNTERSCHIEDE VON INFORMATION UND WISSEN:

Man muß, wie gesagt, nicht alles gut finden, was sich »Surfen« nennen kann. Man kommt, beim gewählten Thema jedenfalls, ohnehin viel schneller in den Sog des Surfens, als es einer genauere Beobachtung dienlich wäre; man muß diesen Sog nicht auch noch willentlich verstärken: Durchaus problematisch erscheint die Abschleifung des Unterschieds von quasi purer Information einerseits und den verfügbaren, nutzbaren Wissen andererseits. Aber wer kann ihn noch ausführen, in welchen Feldern, den Unterschied zwischen puren Information und kompetentem Wissen? Natürlich ergibt eine pure Datenmenge noch kein handhabares Wissen, so wenig, wie ein Hausfen Ziegel schon ein Haus darstellt. Man könnte den Surfern durchaus vorwerfen, daß sie infolge umfangreicher und schneller Informationsketten fast gar nichts mehr »richtig« verstanden hätten, weil sie immer nur zufällig und beiläufig vorbeischlittern: Informationshäppchen, die schnelle Info-Schnitte zwischendurch, »Klick-and-Rush«, »Kognitive Entropie«. Aber unter Umständen viel interessanter als eine solche Befürchtung ist, daß die Surfer lebenspraktisch beweisen, daß genau dieses genaue Wissen mittlerweile gar nicht unbedingt nötig oder von Nutzen ist.

ZUSAMMENFASSUNG, AUSBLICK – SURFEN AN DEN GRENZEN DER WISSENSCHAFT:

Womit also hat man es insgesamt zu tun? Warum bleibt indessen kaum etwas anderes als die surfende Beobachtung? Inwiefern sind die Möglichkeiten wissenschaftlicher Beobachtung generell tangiert? Warum gibt es allenfalls unzählige medienwissenschaftliche Ansätze, aber keine breit institutionalisierte Medienwissenschaft? Doch wohl auch deshalb, weil man keinen überschaubaren Korpus, keinen abgrenzbaren Gegenstandsbereich hat. Bevor Wissenschaft dann Komplexität steigern kann, müßte sie erst einmal die Datenmenge drastisch, aber auch systematisch reduzieren. An dieser durchaus widersprüchlichen Aufgabe scheitert meines Erachtens zu allererst der Wissenschaftsanspruch.

Ich erwarte also bis auf weiteres nicht, daß sich intelligente Theorie-Filter erarbeiten lassen, die durch schönste Reduzierungen von Datenmengen auch künftig den wissenschaftlichen Zugriff garantieren: Wer mit dem Reagenzglas aus dem Meer schöpft, fängt keine Wellen ein. – Niemand, der sich in den entsprechenden Feldern ein wenig kundig gemacht hat, wird ja inzwischen noch behaupten wollen, wir hätten noch einen direkten, klaren Blick von oben auf klar konturierte Dinge, auf Sachen, auf das Reale; wir hätten noch eine Art von Zentralperspektive, eine distinkte Subjekt-Objekt-Relation zu dem, was wir beobachten. Und es geht auch nicht mehr einfach so, daß wir denotativ etwas benennen und so gesehen weiter über den Dingen stehen und bis in die letzten Verästelungen oder Tiefen hinein sagen könnten, was Sache ist und wie sie zu ordnen wäre, sondern wir gleiten mit grundsätzlich konnotativen Benennungen an etwas vorbei, und das, was wir zu sehen und zu unterscheiden meinen, ist flüchtig und extrem abhängig von der Beobachtungsart, die wir vollführen.

Die neuen Medien-Entwicklungen lassen sich nur verstehen, wenn wir uns auch das Unvorstellbare erarbeiten. Nicht vorrangig ein historischer, sondern eher ein halluzinatorischer Blick, der die Gegenwart und die Zukunft, aber gerade auch die Vergangenheit der Medien erfindet, scheint dafür geeignet. – Die stärksten Wirkungen anläßlich der Medienproduktion und Medienrezeption könnten ja durchaus gerade auch in jenen Resten liegen, die nicht auf unmittelbar greifbaren Text-, Bild- oder Tonebenen deutlich werden, die nicht direkt zur Sprache kommen und die auch in den wissenschaftlichen Beschreibungen kaum zur Sprache gebracht werden können. Daß es einem bei Kunst und Literatur gelegentlich »heiß« wird oder »kalt den Rücken runter läuft«, daß es einem jedenfalls »die Sprache verschlägt«, zeigt das unter Umständen sogar nützliche Fehlen der analytisch-routinierten Sprach-Antworten und Theorie-Antworten im Zuge der Beobachtung – betreffend das Inkommunikable, das Unsagbare, das Unerklärliche, die Zwischenräume, die Leere, den *unmarked space*, die Kraft solcher Zeichen, die kaum noch transparent sind hin auf Signifikate und Referenten, betreffend die Abwesenheit aller Differenz, jedenfalls das Aufbrechen von

Section 1: Introduction

Section 2: Methodology

Section 3: Results

Section 4: Discussion

Section 5: Conclusion

Section 6: References

Section 7: Appendix

Section 8: Acknowledgements

Section 9: Contact Information

Section 1: Introduction

Section 2: Methodology

Section 3: Results

Section 4: Discussion

Section 5: Conclusion

Section 6: References

Section 7: Appendix

Section 8: Acknowledgements

Section 9: Contact Information